

Kapitel 7: Zusammenleben: WG 50+

17 Kloster Allerheiligenberg

Heute gibt es gedünstetes Gemüse aus dem Wok. Das gemeinsame Essen ist für die Menschen hier sehr wichtig. Sie leben in einer Wohngemeinschaft für über 50-Jährige und verbringen viel Zeit miteinander.

Bewohnerin: „Vielen Dank fürs Kochen an Christa, Maria, an Thomas und wir freuen uns auf das leckere Essen.“

Die Wohngemeinschaft besteht mittlerweile aus elf Personen. Sie befindet sich in dem ehemaligen Kloster Allerheiligenberg, hoch über dem rheinland-pfälzischen Lahnstein. Das Kloster war von 1919 bis 2012 in Betrieb. Dann gingen die letzten Mönche weg.

Thomas Marx entdeckte im Internet, dass das Kloster verkauft wird, und verwirklichte hier seinen Traum: Er gründete zusammen mit zwei Freunden eine WG für Menschen im Alter von 50 plus. Nach umfangreichen Sanierungsarbeiten konnten die ersten Bewohner einziehen.

18 Wir wollten uns verändern.

Thomas Marx: „Die Motivation für eine Wohngemeinschaft zu gründen war bei uns in erster Linie, dass wir ein anderes Leben anfangen wollten, weil die Kinder aus dem Haus sind. Manche waren geschieden, manche waren getrennt lebend, manche auch schon verwitwet. Ja, wir wollten uns räumlich verändern. Wir wollten mit anderen Menschen zusammenziehen. Wir wollten dem vorgehen, dass wir im Alter nicht alleine leben und wenn ein Partner verstirbt oder auszieht oder die Kinder ausziehen, dass man nicht zu Hause dann dahinfristet und die letzten 10, 15 oder 20 Jahre alleine in einer 2-3-Zimmer-Wohnung wohnt.“

10 Stunden Gemeinschaftsarbeit muss jeder Bewohner pro Woche leisten, dazu gehören Gartenarbeiten, kochen oder auch putzen. Jedes Mitglied der WG zahlt für seinen persönlichen Wohnraum an Eigentümer Thomas Marx und seine Frau Gaby Teder etwas Miete. Trotzdem reichen diese Einnahmen für den Unterhalt der Immobilie nicht aus.

Gaby Teder: „Hallo!“

Gäste: „Hallo! Guten Tag! Danke schön!“

So betreibt Miteigentümerin Gaby Teder zusammen mit den anderen Bewohnern ein kleines Café und eine Pension. In Gemeinschaft zu leben, bedeutet der 57-Jährigen sehr viel.

19 In einer Gemeinschaft leben

Gaby Teder: „Ich habe immer mit vielen Menschen zusammengelebt. Ich komme aus einer Großfamilie. Da waren vier Generationen in einem Haus zusammen, in einem Haushalt zusammen waren. Ich habe niemals eigentlich alleine gelebt – wollte ich auch nicht, immer mit anderen Menschen zusammen – und deshalb für mich auch das – persönlich – das einzig vorstellbare Wohnmodell. Also, alleine wohnen finde ich total langweilig.“

Langweilig wird es auch beim Kochen der gemeinsamen Mahlzeiten nicht. Die Wohngemeinschaft achtet darauf, dass alle Geschmäcker berücksichtigt werden. Einige WG-Mitglieder essen kein Fleisch, manche vertragen bestimmte Zutaten nicht.

Christa Greis: „Wir bereiten heute zwei verschiedene Gemüsegerichte vor. Einmal macht der Thomas in diesem Wok das Gemüse mit Zwiebeln und hier in dieser Pfanne mache ich jetzt gleich das Gemüse ohne Zwiebeln. Den Reis mache ich mit Knoblauch. Der wird von allen vertragen. So haben wir dann zwei Varianten, damit es uns allen gut geht mit dem, was wir essen.“

Michaela Wolff: „Lasst uns erst mal Themen sammeln. Wer möchte was besprochen haben?“

Christa Greis: „Ich weiß, dass das ein blödes Thema ist, aber wir haben oder wir müssten dringend mal gemeinsam hier oben die Fenster putzen. Dass wir mal einen Tag machen, wo die ganze Aktion ...“

Um Konflikte erst gar nicht entstehen zu lassen, treffen sich die Bewohner der WG wöchentlich, um gemeinsame Aktivitäten zu besprechen, aber auch Probleme zu klären.

Michaela Wolff: „Ja, als Gemeinschaft ist es wie in einer Partnerschaft oder in einer Ehe: Man muss dran arbeiten. Also, das funktioniert nicht einfach von selbst und alle finden sich toll und Friede, Freude, Eierkuchen, sondern es gibt natürlich auch

Konflikte. Putzen ist natürlich immer ein Thema oder einfach das Verteilen der Arbeiten.“

Michaela Wolff wohnt schon seit drei Jahren auf dem Allerheiligenberg. Tagsüber arbeitet sie im nahegelegenen Lahnstein. Das eigene Zimmer nutzt sie nur selten.

Michaela Wolf: „Also, ich bin tagsüber sehr wenig in meinem Zimmer. Ich bin aber auch berufstätig. Also, ich bin sowieso auch noch mal außer Haus. Von daher genieße ich dann auch, wenn ich komme, die Zeit mit den anderen hier. Aber auch wenn ich Besuch habe und möchte mal gern mit dem Besuch allein sein, ist natürlich auch schön, dieses Zimmer zu haben.“

Im Kloster Allerheiligenberg wohnen Menschen mit sehr unterschiedlichen Lebenserfahrungen. Das ist aber kein Nachteil, sondern eine Bereicherung.

Gabi Teder: „Vor Kurzem ist mein Vater verstorben und es war für mich eine ganz tolle Erfahrung, halt außerhalb der Familie so verstanden, getragen zu werden, liebevolle Nachrichten zu bekommen, gesungen zu bekommen. Einfach den Trost, den man da spürt, weil auch die anderen wissen, wie sich das anfühlt, und man einfach auch mal sich dann hängen lassen kann.“

In einem alten Kloster fern von Hektik und Lärm zu leben, trägt dazu bei, Ruhe und Kraft zu finden. Das ist auch eine Voraussetzung, um füreinander da zu sein.

Kapitel 8: Tanzen ist Leidenschaft

20 DanceAbility

Maja Hehlen: „Die Vision von DanceAbility ist eine Kultur des Tanzes zu schaffen, welche allen offensteht und niemanden ausschließt. Es gibt natürlich ein großes Spektrum von den Bewegungsmöglichkeiten her: Menschen mit unterschiedlichen Arten zu verstehen, zu denken, abzuspeichern und sich auszudrücken.“

21 Tanzen bedeutet für mich ...

Maja Hehlen: „Also, Anne macht eine Bewegung. Ich nehme sie wahr und interpretiere nahher mit meinem Körper und meiner Körpererfahrung in der Bewegung.“

Anne Chérel: „Okay.“
„DanceAbility ist für mich Tanz für alle Menschen, ungeachtet der Herkunft, ungeachtet der Körperlichkeit, weil es kein richtig und kein falsch gibt.“

Maja Hehlen: „Die Bewegungen werden interpretiert und übersetzt in die eigene Körpersprache. Das heißt, wir imitieren keine Bewegungen. Es ist keine Imitation, weil Imitation ist im Grunde gar nicht möglich. Es ist immer eine Interpretation, weil es eine Übersetzung ist in die eigene Körpersprache.“

Anne Chérel: „Mit DanceAbility habe ich Dinge erfahren, die letztlich auch ohne den Rollstuhl möglich wurden, von denen ich vorher nicht dachte, dass sie möglich sind. Insofern hat sich über die Jahre hinweg bei mir eine andere Wahrnehmung meines Körpers entwickelt – mithilfe der anderen letztlich. Mithilfe der anderen gemeinsam im Tanz. Das hat mir sehr viel Selbstvertrauen gegeben, dass mein Körper so, wie er ist, dass ich, wie ich bin, genau richtig bin und dass ich immer noch mit den anderen zusammen ganz vieles über mich herausfinden kann.“

Stefan Naumann: „Da fühle ich mich so ... einfach gelassen und ... und freu mich, dass ich's gemacht hab' – für mich und die Zuschauer, dass sie sehen: ‚Ah, da ist ein Mensch mit dem Down-Syndrom, was auch ein Down-Syndrom auch machen kann. Tanzen ist Leidenschaft, Liebe, Geborgenheit und das tue ich das auch ausdrücken.“

Maja Hehlen: „Lass dir Zeit nachzuspüren, wie es sich anfühlt. Jede Bewegung, die du machst, ist genau richtig.“

Durch die DanceAbility-Arbeit ändert sich das Bewusstsein auf der Ebene der Empfindung, weil viele der Übungen oder immer das Warm-up – das Aufwärmen – beginnt immer erst bei der eigenen Empfindung und man fängt bei sich an. Und dieses Training der Aufmerksamkeit während dem Bewegen

schult das Bewusstsein für den eigenen Körper und auch die Akzeptanz für den eigenen Körper erhöht sich dadurch.“

Gudrun Paulsen: „Man lernt mit der Methode DanceAbility etwas, dass man fähig wird zu improvisieren, und das ist genau das, was mich interessiert hat. Und dadurch, dass in unserer Gruppe ‚mixed-abled people‘ sind, also Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten, erweitert das mein Tanz-Spektrum ungemein, weil die Leute sehr authentisch tanzen und andere Bewegungen im Körper haben, die man sieht, die mich wieder beeinflussen in meinem Tanz und meinen Tanz verändert haben, und das hat mich daran interessiert.“

22 Auf Tour

Riana Schüßler: „Wenn ich die Musik höre direkt, tanz‘ ich drauflos. Egal, welche Musik: was Flottes, dann tanze ich ganz schnell oder was Langsames, dann mache ich dann fließende Bewegungen immer. Und das ist auch gut, dann lacht das Herz auch gut mit. Wenn das Herz auch auf mich hört, was ich mache.“

Moderatorin: „Einfach mal viel, viel Freude beim Zuschauen!“

Kapitel 9: Im Theater – Wie entsteht ein Bühnenbild?

23 Die Personen hinter der Bühne

Florian Etti: „Mein Name ist Florian Etti. Nach dem schriftlichen Abitur, was ich am Bodensee ... in Friedrichshafen am Bodensee gemacht hab‘, hab‘ ich mir überlegt: ‚What to do?‘ Und da ist mir wirklich wie ein Blitz vom Himmel eingefallen – das muss man so kitschig formulieren – Bühnenbild wär‘ das doch, das richtige. Und die Kombination mit Literatur, das hat mich irgendwie interessiert. Wie kommt sowas zustande? Wie kriegt man das zusammen?“

Guido Schnaits: „Mein Name ist Guido Schnaits. Ich bin technischer Direktor hier am Schauspiel bei den Württembergischen Staatstheatern in Stuttgart. Die Hauptaufgabe, die ich hier hab‘, ist einmal die Verantwortung, was die Sicherheit angeht, und dass die künstlerischen Konzepte technisch machbar sind.“

Florian Etti: „In der Regel ist meine Arbeitsmethode so, dass ich sechs, sieben, acht Modelle zu ein und demselben Stück baue, um erst mal ‘ne breite Kommunikationsbasis zwischen dem Regisseur und mir herzustellen. Das Modell ist 1:50. Das ist aus Leicht-Architektur-Karton gebaut. Diese Lamellen hier, die sind einzeln aufgehängt und sind beweglich. An jeder Stelle kann ‘ne Figur auftreten.“

Bernhard Leykauf: „Mein Name ist Bernhard Leykauf. Ich bin Direktor der Dekorationswerkstätten der Staatstheater Stuttgart. Wir sind hier in den Dekorationswerkstätten für Ballett, Oper und Schauspiel verantwortlich, haben in der Spielzeit circa 30 Neuproduktionen, die wir zu dem bestimmten Zeitpunkt auf die Bühne bringen müssen, und es zählt natürlich nicht nur Faktor Zeit, sondern Sicherheit, Qualität ist genauso ein Punkt.“

24 Von der Planung zur Aufführung

Florian Etti: „Das ist ein Fußboden. Man kann den jetzt natürlich wie im Original aus Holz bauen, braucht es aber nicht, weil die Werkstätten sowieso noch mal anders drangehen. Dass man hierdran, in diesen riesigen Raum reinkuckt, dann macht es Sinn, worüber wir reden, nämlich ‘ne kalte, leere Halle, in der die Gesellschaft versucht zusammenzufinden und es nicht schafft. Als Bühnenbildner muss man alles formulieren, auch technisch mit Maß und Zahl, von dem, was man will. Dann geht man zu der technischen Leitung und sagt: ‚Das stell ich mir so vor.‘“

- Guido Schnaits:** „Nachdem das Konzept uns vorgestellt wird, prüfen wir die Finanzierbarkeit, die technische Machbarkeit. Wenn das alles funktioniert, kommt’s zu ‘ner Bauprobe, dann geht’s in die Planung, in die Fertigung. Das heißt, es durchläuft verschiedene Werkstätten.“
- Bernhard Leykauf:** „Die erste Abteilung, die hier loslegen muss, ist die Produktionsplanung, weil alle Werkstätten sonst nicht arbeiten können. Der Schreiner, der Schlosser braucht einen genauen Plan, wo alles vermaßt ist, wo alle Bauteile dran sind. Wir sehen auch schon die Einteilung, wie das Parkett von den Schreibern dann aufgebracht wird. Und wir haben hier die Drehbühne, die Drehscheibe der Bühne. Der Boden muss natürlich dann genau so eingeschnitten sein, wie sich die Drehscheibe dreht.
Jetzt am Beispiel von „Besuch der alten Dame“ ist es so: Das ist sehr holzlastig, da gibt’s diese hängenden Wände, es gibt ‘n Plafond, es gibt den Holzfußboden. Wir haben große Spielstätten wie die Oper, da haben wir bis zu 10-15.000 Stunden in so ‘nem Bühnenbild. Das Schauspielhaus macht sehr viel mehr Produktionen, von daher sind die Etats im Schauspielhaus auch kleiner, haben aber auch durchaus 5-7.000 Stunden.“
- Guido Schnaits:** „Dann kommt’s auf die Bühne zum ersten Mal bei der technischen Einrichtung. Da wird dann überprüft: Ist alles richtig gebaut für den Raum, wo es denn spielen soll? Bei dieser technischen Probe war die Problemstellung ein Abwurf mit Geldscheinen. Die Geldscheine sollten durch ein sogenanntes Schneetuch abgeworfen werden, denn es soll gleichmäßig über einen längeren Zeitraum Geld abregnen. Und das haben wir bei dieser Probe getestet: Wie können wir das optimieren?“

25 Der Besuch der alten Dame

- Florian Etti:** „Das Theater als Gesamtkunstwerk finde ich nach wie vor faszinierend und es verliert nichts von seiner Faszination. Wichtig ist, dass man die Dramaturgie des Stückes erfasst und das ist einen Raum umgießen kann.“

Kapitel 10: Interkulturelles Dolmetschen – Was ist das?

26 Beim Arzt

Güneren Aksoy arbeitet seit 1998 als interkulturell Übersetzende. Für einen Dolmetsch-Einsatz wurde sie heute in die Arztpraxis von Herrn Dr. Flubacher gebeten. Ein türkischer Patient hat einen leichten Diabetes und Frau Aksoy soll dem Arzt helfen, die Diagnose zu übermitteln.

- Dr. Flubacher:** „Guten Tag, Herr Yilmaz! Bitte schön.
Herr Yilmaz, ich bin froh, dass Frau Aksoy gekommen ist. Sie ist Übersetzerin. Das letzte Mal haben wir Blut genommen und jetzt ist es so, dass wir mal darüber reden, über das Resultat von dieser Blutentnahme.
Ich habe mir vor vielen Jahren überlegt, wie ich für diese ausländischen Patienten auch ein guter Hausarzt sein kann, weil häufig die sprachliche Kommunikation ein Problem darstellt.
Was rausgekommen ist, ist, dass der Zucker zu hoch ist, dass Sie einen leichten Diabetes haben.
Ja, es ist natürlich so – das ist meine Auffassung –, dass die ... diese sogenannte interkulturelle Übersetzerin eine zentrale Funktion hat in dieser Trialog-Situation. Sie ist die Brücke. Sie ist die Brücke zwischen Patient und Arzt.“
- Güneren Aksoy:** „Manchmal genügt es nicht, wenn man nur die Sprache kann. Also, man muss auch oft kulturelle Aspekte mit in das Gespräch einbeziehen. Unsere Patienten drücken zum Beispiel ihr Leid oft mit Redewendungen aus. Da muss ich zum Beispiel auch sagen können oder übersetzen können, was er sagt und was er damit gemeint hat.“
- Dr. Flubacher:** „Ich habe durch diese Arbeit mit interkulturellen Übersetzerinnen sehr, sehr viel gelernt für mich selber. Sie haben mir geholfen, Vorurteile abzubauen. Sie haben mir geholfen, meine Patienten besser zu verstehen. Es ist auch sehr erstaunlich

dann, wie ein Mensch plötzlich anders wirkt, wenn er in seiner eigenen Sprache sprechen kann.“

In der Ausbildung lernen zukünftige Dolmetscher neben den sprachlichen Techniken auch, wie das Schweizer Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen funktioniert. Es wird geübt, wie man sich in angespannten Situationen verhalten soll und wann es nötig ist, kulturell zwischen den Gesprächspartnern zu vermitteln.

27 Die interkulturelle Vermittlerin

Wie fast alle interkulturellen Dolmetscher hat auch Zainab Lüscher ihre eigene Migrationsgeschichte. Seit 20 Jahren übersetzt sie schon in den Sprachen Deutsch und Arabisch.

Zainab Lüscher: „Ich bin im Irak aufgewachsen, hab’ dort die Schulen besucht, habe mit meiner Schweizer Mutter Schweizerdeutsch gesprochen und mit meinem irakischen Vater hab’ ich Arabisch gesprochen und mit dem Umfeld natürlich auch Arabisch. Mit 17 bin ich in die Schweiz zurückgekehrt – mit meiner ganzen Familie –, habe hier auch die Schulen besucht, hab’ meine Ausbildung hier abgeschlossen.“

Heute lebt die dreifache Mutter mit ihrer Familie in Wislikofen bei Zürich und fühlt sich nach wie vor in beiden Kulturen zu Hause.

Zainab Lüscher: „Vor über 20 Jahren habe ich eine Anfrage bekommen von einem Verwandten, der war Polizist und der hat gefragt: ‚Möchtest du eigentlich nicht dolmetschen?‘ Und ich habe gesagt: ‚Klar möchte ich dolmetschen.‘ Ich liebe Sprachen. Ich liebe meine zwei Sprachen und ich war begeistert, dass ich eine Chance bekommen habe.“

28 Unterwegs mit Frau Lüscher

Zainab Lüscher: „Wir fahren zu einem Dolmetscher-Einsatz in einer Primarschule in Reckingen. Ein Elterngespräch. Die Eltern sind Migranten und sprechen beide kein Deutsch und ich werde jetzt das Gespräch zwischen der Lehrerin und den Eltern verdolmetschen.“

Ich sagte: ‚Ich denke, es ist besser, wenn ich hier bleibe in dieser Schule, weil hier habe ich Kollegen. Und wenn ich die Schule wechseln würde, dann müsste ich wieder von neu anfangen.‘“

Melinda Hänni: „Ja, ich bin froh, ist Frau Lüscher hier, kann sie’s genau übersetzen, weil ich glaube, du hast mich nicht ... noch nicht ganz verstanden, um was es geht, was die Überlegung war. Und die Überlegung ist, dass du mit deinen Freunden in die Oberstufe gehst – nicht alleine, sondern mit ihnen zusammen in die Oberstufe.“

Antke Klasen: „Dolmetscher in der Schule sind was total Wertvolles, weil wenn in der Zeit, in der die Eltern erzählen in ihrer Landessprache, können wir über Gestik und Mimik so viele Informationen über die ... über die Zuneigung zu ihrem Kind sehen, die so wichtig sind für die Zusammenarbeit. Das ist was sehr, sehr Wertvolles.“

Zainab Lüscher: „Es ist möglich, zwischen zwei Kulturen und Ländern und Religionen zu leben, und wenn ich ein Stück dazu beitragen kann, dann freut mich das, weil ich fühle mich in beiden Kulturen zu Hause. Und wenn ich so eine Atmosphäre im Raum schaffen kann, wo sich alle Beteiligten auch ein Stück weit zu Hause fühlen und miteinander kommunizieren können, das finde ich wunderbar.“

Nach ihrem Einsatz in der Schule geht es für Frau Lüscher weiter zum Besuch bei einer syrischen Familie – dieses Mal als interkulturelle Vermittlerin.

Zainab Lüscher: „Als interkultureller Vermittler, da ist die sprachliche Vermittlung wie zweitrangig. Da geht es mehr um den Integrationsprozess – sag ich jetzt mal – zu optimieren oder zu erleichtern. Das ist dann das klassische Vermitteln. Ich finde das eine schöne Aufgabe. Ich unterstütze sie bei der Korrespondenz, wenn sie Briefe ... Sie bekommen ganz viele Briefe, weil sie sieben Kinder in der Schule haben. Ich begleite sie zu Elternabenden, zu Elterngesprächen. Ich begleite sie zu den Behörden, wenn sie ein Anliegen haben, um sprachlich zu vermitteln. Aber auch, ich denke, ein wichtiger Teil ist es auch, ihnen die

Schweizer Kultur, die Struktur näherzubringen, und allfällige Schwierigkeiten mit ihnen anzuschauen oder auch zum Teil Frustsituationen ... bei Frustsituationen zu besänftigen oder vielleicht andere Wege aufzuzeigen. Ich wünsche mir, dass dieser Beruf mehr Anerkennung bekommt und ich finde es ... Ich fände es schön, wenn ich einen Beitrag dazu leisten kann, angehende Dolmetscher zu motivieren, diesen Beruf auszuüben.“

Angehende Dolmetscher: „Einfach vom Hörensagen hab' ich vieles mitbekommen, aber jetzt kompetent kann ich das weitervermitteln nur, wenn ich's richtig gelernt habe. Und das bekomme ich da an dieser Schule vermittelt.“

Kapitel 11: Tübingen – ein Stadtporträt

29 Tübingen am Neckar

*In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.*

So lautet ein Gedicht über den Fluss Neckar des Dichters Friedrich Hölderlin. Der Neckar war Hölderlins lebenslanger Begleiter. In Lauffen am Neckar wurde er 1770 geboren. In Nürtingen, ebenfalls am Neckar gelegen, wuchs er auf.

Studiert hat er hier im Tübinger Stift, die Fächer Theologie und Philosophie. Gemeinsam mit den Philosophen Friedrich Schelling und Georg Hegel wohnte er in der Burse, wie man damals Studentenwohnheime nannte. Diese liegt oberhalb des Neckars. Heute gehört die Burse zur Universität Tübingen.

Seine letzten 36 Lebensjahre verbrachte er in einem Turmzimmer. Er hatte psychische Probleme. Von dort hatte er den Fluss täglich vor Augen.

30 Die Universitätsstadt

Tübingen war und ist eine Universitätsstadt mitten in Baden-Württemberg. Hier leben rund 90.000 Menschen, etwa 27.000 davon sind Studierende.

Die mittelalterliche Altstadt prägt das Stadtbild, zusammen mit dem Lebensgefühl einer jungen Studentenstadt. Das macht Tübingen besonders attraktiv.

Das Rathaus am Marktplatz ist mehr als 500 Jahre alt. Und zeigt an seiner Front die antiken Göttinnen Justitia – steht für Gerechtigkeit –, Demeter – für Landwirtschaft – und Athene – für Wissenschaft. Im zweiten Stock findet man die Porträts von sechs Tübingern, die für die Entwicklung der Stadt wichtig waren. Über ihnen allen steht der populärste und bedeutendste Mann: Graf Eberhard im Bart. Er hat 1477 die Universität gegründet.

Oben, vom Tübinger Schloss aus, hat man einen wunderbaren Blick auf die grünen Hügel und Berge der Schwäbischen Alb. Im Schloss befinden sich noch immer Teile der Universität. Von hier aus begann man auch, das Land zu vermessen. Die Sternwarte im Nordostturm des Schlosses war der zentrale Punkt für die Vermessung im Königreich Württemberg. Der geografische Mittelpunkt des heutigen Baden-Württemberg befindet sich übrigens mitten im Tübinger Stadtgebiet.

Zum Entspannen laden neben den zahlreichen Cafés und Restaurants in der Altstadt auch der Botanische Garten und die Platanenallee auf der Neckarinsel ein.

31 Mit dem Stocherkahn fahren

Vor der Altstadtkulisse locken die Stocherkähne zu einer Flussfahrt auf dem Neckar. Mittlerweile ein klassisches Tübinger Freizeitvergnügen. Diese Stocherkähne sind aus Tübingen nicht mehr wegzudenken. Sie gehören zur Stadt und zum Neckar wie die Universität und die Wissenschaft. Das Stocherkahnfahren in Tübingen hat schon lange Tradition.

Theo Grieger: „Der Neckar wurde aufgestaut und dann in den ca. 1920-er-Jahren waren die ersten Stocherkähne unterwegs. Und zwar hatten Austauschstudenten aus Tübingen in Cambridge und Oxford die sogenannten „Punts“ kennengelernt. Und das fanden die Tübinger Studenten super und die haben sich gesagt: ‚Das könnten wir doch mit unseren Freunden hier in Tübingen auch machen.‘ Das heißt, das Stocherkahnfahren so in dieser Art, wie wir es kennen, ist ca. 100 Jahre alt.“

Stoherkahnfahren ist eine gemütliche Angelegenheit und sehr kommunikativ. Die Mitfahrenden sitzen sich gegenüber und lehnen sich entspannt gegen die hohen Rückenbretter. Der Kahn gleitet langsam dahin, man bewundert die Häuser direkt am Neckar, die sogenannte Neckarfront, das wohl bekannteste Fotomotiv der Universitätsstadt.

Stiftskirche, Hölderlinturm, Burse, Evangelisches Stift und Schloss Hohentübingen reihen sich flussaufwärts aneinander. Kein Wunder, dass diese Aktivität nicht nur bei Touristen so beliebt ist.

Theo Grieger: „Tübingen ohne Stoherkahn ist absolut nicht denkbar. McKinsey hat mal eine Untersuchung gestartet und hat 10.000 Leute weltweit gefragt, mit was sie Tübingen assoziieren. Und dann kamen drei Sachen: die Universität Tübingen, die Uniklinik Tübingen und als Drittes kam schon das Stoherkahnfahren.“

Kapitel 12: Tauschring

32 Tauschring Mainz

Klaus Hang ist auf dem Weg zu seinem Garten. An einem Obstbaum muss ein Ast abgesägt werden. Das kann der 67-Jährige jedoch nicht alleine. Er hat Thomas vom Mainzer Tauschring gebeten, ihm zu helfen. In diesem Verein engagieren sich etwa 40 Personen, sie bieten hier ihre Hilfe an und tauschen sie gegen eine andere Dienstleistung.

Thomas Görmar: „Aha, ich glaub', hier ist der Patient. Der muss weg hier oben, oder?“

Klaus Hang: „Ja.“

Thomas Görmar: „Gut, dann legen wir los.“

Klaus Hang: „Der Tauschring lädt alle Menschen ein, die mit anderen Menschen etwas tun wollen. Dies heißt konkret: Wenn jemand handwerkliche Fähigkeiten hat, zum Beispiel Holzarbeiten oder sonstige Tätigkeiten oder jemand anderes hat Möglichkeiten, was schreibt, was Schreibhilfe angeht, kann bei uns gerne mitmachen. Es kann jeder mitmachen, unabhängig auch vom Alter, und es geht bei uns nicht nur um die Talente, es geht auch darum, dass sich Menschen kennenlernen und gemeinsame Sachen miteinander machen, um eventuell innerhalb der Gesellschaft geringfügige Veränderungen herbeiführen zu können.“

Thomas ist bereits seit 2012 beim Tauschring und findet es gut, dass er hier so viele Vorteile hat.

Thomas Görmar: „Also, mir bringt der Tauschkreis zum einen Dankbarkeit. Also, ich helfe gerne und kriege dann halt auch Dankbarkeit zurück. Zum anderen, was ich auch sehr wichtig finde, wir tauschen Sachen untereinander, geben Dinge weiter, reparieren Dinge. Das heißt, wir schonen Rohstoffe, schonen die Umwelt. Das ist 'ne gute Sache und drittens habe ich wirklich gemerkt, ich finde Freunde hier im Tauschring.“

33 Das Tauschblatt

Klaus Hang: „Das ist unser Tauschblatt. Jedes Mitglied im Tauschring hat so ein Blatt. Hier werden die Tätigkeiten dokumentiert, zum einen die ... wer's getauscht hat, wird dargestellt, die Arbeit wird dargestellt, die Talente, die erworben worden sind. Wir haben ... Für eine Stunde gibt es vier Talente und der Thomas hat heute einen Ast abgesägt. Da hat er eine halbe Stunde gebraucht, also bekommt er zwei Talente und die werden ihm gutgeschrieben.“

Thomas Görmar: „Ähm, zuerst mal hier für die Seiten das etwas Hellere, dann obendrauf das Dunkelste und für die Zwischenstufe diese mittlere Farbe.“

Elisabeth Abele: „Mhm, oh, das wird schön!“

Auch Thomas benötigt Hilfe. Ein Blumenhocker soll gestrichen werden. Dafür ist Tauschpartnerin Elisabeth gekommen. Sie gehört zu den Gründungsmitgliedern des Mainzer Tauschrings.

Elisabeth Abele: „Ich bin zum Tauschring gekommen vor ungefähr 25 Jahren über eine Freundin und wir sind dann gemeinsam zu einem der ersten Treffen gegangen. Da waren dann die Gründer, zwei Studenten, sehr idealistisch, die die Idee aus Amerika mitgebracht hatten, und eine kleine Gruppe, die dann aber ganz schnell auch größer wurde, sodass wir manchmal 30 Menschen waren. Es wurde ganz viel diskutiert, zum Beispiel über den Wert der Tätigkeiten. Ähm, und uns war eigentlich ganz wichtig von Anfang an, dass jede Tätigkeit gleich

wert ist. Das heißt, es ging nur um die Zeit, die getauscht wird, und nicht um den Wert einer Tätigkeit.

So, damit ist er fertig!“

Thomas Görmar: „Ja, ist doch echt gut geworden!“

Elisabeth Abele: „Sieht ganz toll aus. Eine tolle Farbe!“

Thomas Görmar: „Ja. Jetzt da 'ne grüne Pflanze drauf oder ein bienenfreundlicher Lavendel, dann ... Das passt doch.“

Elisabeth Abele: „Sind vier Talente in Ordnung?“

Thomas Görmar: „Ja, absolut. Das passt. Können wir gleich hoch gehen. Tragen wir oben ein.“

Elisabeth Abele: „Gut.“

Thomas Görmar: „Vielen Dank!“

Elisabeth Abele: „Sehr gerne.“

34 Das Internet ist kein Ersatz.

Einmal im Jahr feiert der Tauschring ein Sommerfest. Das ist eine gute Gelegenheit, auch Mitglieder zu treffen, die zu den regelmäßigen Tauschabenden eher selten kommen. Der persönliche Kontakt ist für alle sehr wichtig. Das Internet ist kein Ersatz.

Thomas Görmar: „Unsere Treffen einmal im Monat und unsere Sommerfeste einmal im Jahr, das sind eben die Dinge, die das Ganze persönlich machen. Viel besser als jetzt so 'ne reine Internetplattform, weil hier kann man sich einfach viel besser austauschen und viel mehr von den Leuten erfahren, wie man sich gegenseitig helfen kann.“

Klaus Hang: „Guten Tag, Liz! Grüß dich!“

Elisabeth Abele: „Hallo, Klaus!“

Klaus Hang: „Was ist denn passiert?“

Elisabeth Abele: „Ach, ich komm doch jetzt extra von Hochheim. Es war total anstrengend, weil irgendwas stimmt mit der Kette nicht.“

Klaus Hang: „Klappert, klappert die?“

Elisabeth Abele: „Irgendwie, die hängt, die klappert, es ist schlimm.“

Klaus Hang: „So, Liz, dann fahr doch mit dem Fahrrad mal hierhin.“

Elisabeth Abele: „Jawohl, ich übergeb' dir.“

Klaus Hang bietet kleinere Reparaturen an, deshalb ist heute Tauschpartnerin Elisabeth mit ihrem Fahrrad zu ihm gekommen.

Elisabeth Abele: „Siehste? Hörst du's rattern?“

Klaus Hang: „Ja. Und es ging sicher auch schlecht schalten.“

Elisabeth Abele: „Ja.“

Ja, das hört sich doch schon viel besser an.“

Klaus Hang: „Gut. Das freut mich. Da tun wir noch ein bisschen was drauf.“

Elisabeth Abele: „So funktioniert unser Tauschkreis. Ich hab' dem Thomas einen Blumenhocker angestrichen, der Thomas hat beim Klaus im Garten einen Ast abgesägt und der Klaus hat mir jetzt mein Fahrrad repariert. Und damit sind wir alle drei glücklich.“

Elisabeth ist also zufrieden und fährt wieder nach Hause. Wie die meisten anderen Mitglieder hat sie mit den Dienstleistungen gute Erfahrungen gemacht. Jeder macht im Tauschring das, was er gut kann und gern macht. Für die geleistete Arbeit bekommt er dann die Unterstützung eines anderen Mitglieds, das das besser kann – und das ganz ohne Geld.